



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festeberg.

(Fortsetzung.)



ären allein Berthas Wünsche maßgebend gewesen, so würde auch der Eintritt in die Hauptstadt mit einem gewissen Glanze vor sich gegangen sein. Ihre Mittel reichten hin, um in einer guten Gegend ein Kontor und eine entsprechende Wohnung zu mieten und einzurichten. Zu solchen Extravaganzen war aber der scheue Markus noch nicht zu bewegen; darin zeigte er sich hartnäckig, und als kluge Frau gab Bertha nach, um nicht den ganzen Plan aufs Spiel zu setzen. Im Jahre 1853 erfolgte die Übersiedlung. An der Ecke der Spandauerstraße und der Heidereutergasse wurde eine bescheidne Wohnung gemietet, deren eine Stube, in welche man unmittelbar von der Treppe aus trat, zum Geschäftssitz bestimmt war. Markus entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit; er ging täglich zur Börse, und wenn er auch nicht als „volle und gute Aufgabe“ galt, so gewann er doch immer mehr Boden. Bertha war auch hier wieder das bewegende Element, und während sie einerseits mit ihrem Manne alle Phasen des Börsengetriebes durchmachte und zu ihrer Genugthuung sah, wie sich die Spekulationen ihres Mannes mit steigenden Erfolgen entwickelten, bereitete sie andererseits auch ihren sozialen Umschwung vor. Sie war nicht unempfindlich gegen den Mangel an Form und gesellschaftlicher Bildung, der ihnen anhaftete. Wenn sie gleich von vornherein darauf verzichten mußte, daß sich ihr Mann auch nur den äußern Schliff und die notwendige Turnüre aneignete, so merkte sie doch auch bald, daß dies für ihn in den Börsenkreisen kein unbedingtes Erfordernis war. Der Mann hatte nur die Aufgabe, Geld, viel Geld zu verdienen. Dadurch ersetzte er alle Umgangsformen und alle Bildung. Dagegen sah sie ein, daß die Frau eine gewisse gesellschaftliche Routine nötig habe, um nicht bloß das Hauswesen mit äußerer Eleganz zu leiten, sondern um auch gebildete Personen, Leute von Stand und Ansehen in ihren Gesellschaften zu sehen und dadurch dem Hause

Glanz und Kredit zu verschaffen. Es war für Bertha schwer, die Wege zu finden, um sich das Notwendige noch anzueignen, jede Frage und Erkundigung hätte sie bei ihren neuen Freundinnen, von denen viele in der Hauptstadt selbst erzogen waren, bloßgestellt. Mehrere Monate schwebte sie in dieser Sorge, bis sie eines Tages in der Bossischen Zeitung ein Inserat fand, wonach sich eine ältere Dame in der Krautzstraße erbot, „jungen Damen, welche in ihrer Erziehung zurückgeblieben sind, die nötige gesellschaftliche Bildung beizubringen.“ Ohne jemand etwas zu sagen — selbst ihr Mann wurde nicht in das Vertrauen gezogen — begab sich Bertha dorthin. Sie fand eine alte Schauspielerin, welche auf der Vorstädtischen Bühne bei „Mutter Gräbert“ solange die erste Liebhaberin dargestellt hatte, bis auch dem sonst so nachsichtigen Publikum des Rosenthaler Thores der Unterschied zwischen den jugendlichen Heldinnenrollen und der Darstellerin, welche bereits auf illegitimem Wege Großmutter geworden war, allzu fühlbar wurde. Mutter Gräbert merkte allmählich, daß bei dem Auftreten ihrer ersten Liebhaberin der Konsum der belegten Butterbrote in den langen Zwischenakten immer schwächer wurde — was die gewandte Leiterin des Theaters und Restaurants als ein untrügliches Zeichen des Mißfallens auffassen mußte. Diese Entdeckung veranlaßte sie, die Heldin und Liebhaberin von den weltbedeutenden Brettern zu entfernen. Zur Einrichtung einer Theaterschule erhielt letztere, abgesehen von ihrer mangelhaften Bildung, hauptsächlich wegen ihrer etwas bewegten Vergangenheit, nicht die erforderliche Konzession des Polizeipräsidioms, dem damals herrschte noch in Gesetzgebung und Verwaltung die Auffassung, daß die Ausübung der Kunst etwas mehr sei als der Betrieb eines Gewerbes. Dagegen konnte ihr die Erteilung von Unterricht in „höherer Bildung“ nicht versagt werden; nur paßte die Polizei ihr gehörig auf, damit nicht etwa diese Bildung vorzugsweise in dem Umgang mit dem stärkeren Geschlecht geübt würde. Bis zu dem Zeitpunkte, in welchem Frau Bertha Geneff das Kunstinstitut aufsuchte, hatte sich jedoch Fräulein Mithlaar — Künstlername aus Müller — nichts zu Schulden kommen lassen. Freilich hatte sich bis jetzt nur eine geringe Zahl bildungsbedürftiger Damen eingefunden, und auch diese waren nicht besonders vertrauenerweckend. Da war eine sogenannte Probirmamsell von Gerson, die sich durch ihre mangelhaft orthographische Aussprache — wie der Disponent sagte — von dem Avancement als Ladenverkäuferin ausgeschlossen sah und nur im Lager bei der Abnahme der Mäntel, Jaquets und Paletots von den Schneidern als „Anprobe“ diente. Da war eine ehemalige Künstlerin vom Trapez im Circus Renz, welche ein Offizier von den ersten Dragonern ihrer Laufbahn abwendig gemacht hatte und welche sich bei den kleinen Festen mit den Kameraden ihres Freundes allerlei Spöttereien über ihre allzu naiven künstlerischen Anschauungen gefallen lassen mußte. Die dritte war ein Kammermädchen, welches dereinst bei einer Chanfonettenfängerin aus der Walhalla in Diensten stand und dabei bemerkt

hatte, daß weniger die holde Kunst, als die Gabe, Männer zu fesseln, ihrer Herrin zu- und einträglich gewesen war. In diese Gesellschaft kam Bertha, denn Fräulein Mühlaar hatte ihr System derartig eingerichtet, daß sie zwar den Damen Einzelunterricht gab, aber sie mehrmals vereinigte, um die Ensemblewirkungen zu sehen. Es wurden Bewegungen und Pas einstudirt, die freilich weniger für die Räume eines bürgerlichen Hauses als für die Aufführung der Jungfrau von Orleans paßten. Alles wurde mit vielem Aplomb und den nötigen Gesten eingeübt, welche dereinst in der Vorstadtbühne das Zeichen für Parterre und Galerie waren, daß nunmehr der Beifallssturm losbrechen könne. Daneben wurden bildende Bücher gelesen und einzelne Passagen auswendig gelernt. Diese Lektüre war aber eine höchst sonderbar gewählte, sie entstammte noch der Jugendzeit von Fräulein Mühlaar, als Klaren der Lieblingschriftsteller der Berlinerinnen war.

Denn in jener Stadt des Nordens, die so manches Übels Duell,
liest man Klarens Albernheiten und verbietet Schillers Tell.

Erst mit Mühe gelang es Bertha, für welche Schiller der Inbegriff aller höhern Bildung war, daß auch dessen Meisterwerke gelesen wurden, zum nicht geringen Verdruß der Mitschülerinnen, denen die andern Bücher viel „natürlicher“ schienen. Dies dauerte etwa ein halbes Jahr, bis Bertha auch eine Ausdehnung des Unterrichts auf Französisch verlangte — ein Ansinnen, welches mit Hohn aufgenommen wurde und zum Bruche führte. Bertha verlor jedoch den Mut nicht; zum zweitenmale wurde ihr die Woffische zur Retterin, und auf eine Annonce stellte sich ein französischer Lehrer ein, der „gegen ein mäßiges Honorar“ Unterricht erteilte. Dieser Mann war einer ehrenhaften Familie aus Valengis entsprossen, von guter Erziehung und reichen Kenntnissen. Als junger Mensch hatte er sich in das weibliche Mitglied einer herumziehenden Truppe verliebt und von dem Mädchen, aller Bemühungen seiner Angehörigen ungeachtet, nicht gelassen, selbst als er merken mußte, daß seine Angebetete mit ihrer Gunst auch andern gegenüber freigebig war. Er folgte ihr von Stadt zu Stadt, gab ihr alles hin, was er besaß, sodaß ihm nur noch eine kleine Rente übrig blieb, die ihm sein Vater im Testament ausgesetzt hatte. Zuletzt endigte das Paar in Berlin, und obwohl beide schon über sechzig Jahre alt waren, so hatte sich doch der Charakter des weiblichen Teils noch nicht zum Bessern gewendet. Alles, was der Mann einnahm, verschlang ihr Leichtsin, und er verdiente nur wenig; denn sein ärmliches Außere, sein verhärmtes Gesicht und seine gebrochene Haltung, die nur zu sehr den Sturm des Lebens verrieten, waren nicht darauf angehan, ihm die Häuser für den Unterricht der Jugend zu öffnen. Frau Bertha Geneff, welche sich bei der Billigkeit des Honorars von diesem Außern nicht abschrecken ließ, sollte ihren Schritt nicht bereuen. Ihr Lehrer hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück; er merkte gleich, woran es fehlte, und beschränkte sich daher nicht

auf die französische Grammatik, sondern führte seine Schülerin auch in die allgemeine Literatur und Geschichte ein. Manche Eindrücke des Mühlhaarschen Unterrichts waren zu überwinden, doch zuletzt war Frau Bertha wenigstens im allgemeinen au fait, und um die Details machte sie sich keine Sorgen. Sie fing an richtig zu sprechen und verstand es auch schon, über Schiller zu reden, über den „göttlichen“ Hendrichs als Tell, über Helmerding, Anna Schramm und was man sonst zur Bildung brauchte.

In die Vollendung dieses Lebensabschnitts fielen zwei Ereignisse. Einmal nannte sich Bertha nach dem Vorgange ihres Lehrers Genève; sie studierte diesen Namen, erfuhr von der französischen Kolonie in Berlin und ließ sich deren Geschichte bis in alle Einzelheiten erzählen, sodaß sie bald nur von den Réfugiés, den Ancillons, Lecogs, Humberts und Balans sprach. Ihr Sohn Martin, welcher inzwischen das schulpflichtige Alter erreicht hatte, wurde in das französische Gymnasium geschickt; sie selbst machte ihre Einkäufe in der Fondation Achard, und so konsequent war sie in ihrer Vorliebe für die französische Kolonie, daß sie zuletzt selbst glaubte, die Vorfahren ihres Mannes hätten den Weg nach Deutschland nicht über Polen, sondern über Frankreich genommen. Sodann hatte ihr Markus das, was man an der Börse einen Coup nennt, ausgeführt. Er war trotz aller Bemühungen von den Größen der Getreide- und Finanzwelt noch immer nicht recht beachtet worden; wenn er gleich pünktlich in der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten und im Zahlen der Differenzen war, so galt er doch nur als ein „Hergelaufener“, der sich mit den angeesehenen alten Firmen nicht messen dürfe. Diese Anschauung kränkte nicht bloß Markus; besonders gereizt fühlte sich Bertha durch diese hochmütige Zurücksetzung, und sie sann auf Rache und Genugthuung. Ihren unausgesetzten Aufstachelungen gelang es, ihren Ehemann zu jener Geschäftsoperation in Roggen zu veranlassen, welche man in dem Börsenjargon mit dem etymologisch noch nicht erklärten Ausdruck „Schwänze“ bezeichnet. Markus wagte zwar hierbei allenfalls sein kleines Vermögen und noch mehr, hatte aber den Hintergedanken, bei etwaigem Mißlingen wieder nach seinem Heimatsstädtchen zurückzukehren und dort seinen alten Handel mit den Bauern und Gutsbesitzern aufzunehmen, deren rohe Behandlung mehr Interesse für ihn zeigte als die vornehme Nichtbeachtung der Berliner „Karpfen.“ Jenes Manöver bestand aber darin, daß er zu einer bestimmten Frist alle Borräte von Roggen ankaufte und dadurch die Gegner in die Unmöglichkeit setzte, zu liefern. In den Zeiten der tyrannischen römischen Kaiserherrschaft und des dunkeln vorurteilsvollen Mittelalters, das so oft als schreckvolles Gegenbild der modernen Kulturepoche gebrandmarkt wird, bezeichnete man eine solche Spekulation, welche selbstverständlich auf den Preis der notwendigsten Nahrungsmittel erhöhend wirkte, als Dardanariat und bestrafte den spekulativen Kopf mit Entziehung der Freiheit, ja mit Tod. Die neuere Zeit mit ihren humaneren Anschauungen gestattet die Ausbeutung der

Schwächeren durch den Starken, indem sie dessen Übermacht als größere Intelligenz anerkennt und ehrt. An dem gedachten Ultimo sprach man an der Börse nur noch von Markus Geneff, er war ein gemachter Mann, ein gewiegter Spekulant geworden. Sein Gegner, Inhaber einer seit länger als einem halben Jahrhundert bestehenden Firma, suchte mit dem Emporkömmling zu paktiren; andre große Firmen traten als Vermittler dazwischen, aber vergebens. Frau Bertha wollte einen vollen Triumph ihrer Rache, und so endete diese Angelegenheit nicht nur mit dem gänzlichen Zusammenbruch jener Firma, sondern auch mit dem Selbstmord des Inhabers. Der Untergang seines Hauses war der Aufgang des Hauses Geneff.

In das mit vielem Kunstfinn erbaute Haus, welches die vernichtete Firma in der Tiergartenstraße besaß, bezog als Eigentümerin Frau Bertha die Bel-etage. Aus den Lepfeschens Kunstauktionen war bald ein buntes Mobiliar herbeigekauft, welches in einem Raume oft den Geschmack von verschiedenen Nationen vereinigte und einen Abriß der Geschichte des Kunstgewerbes von Peter Vischer bis zu den Hoftapetzierern Hiltl und Bernau zeigte. Was aber von nicht zu unterschätzender Bedeutung war, das am Hause angebrachte kleine Schild enthielt die Firma: Max Geneve. Letztgedachte Umwandlung wurde Frau Bertha nicht ganz leicht; sie war gleich auf das Große gegangen und hatte gewünscht, daß ihr Mann den Namen Maximilian annähme. Allein das setzte sie nicht durch; ihr Ehemann war abergläubisch und an sich jeder Veränderung des ihm überkommenen Namens abgeneigt; erst durch unausgesetztes Zureden brachte sie ihn zur Annahme des Vornamens Max, indem sie nachwies, daß derselbe doch nur eine Verkürzung von Markus sei und der letzte Name entschieden der zukünftigen Laufbahn ihres Sohnes Martin Abbruch thun würde. Gegen die Umbildung des Familiennamens machte der Mann viel weniger Einwendungen, da ihm diese nur als eine orthographische Operation hingestellt wurde und er es mit dieser Kunst nicht genau nahm. Nur an den Accent grabe wollte sich der neue Max nicht recht gewöhnen, und Frau Bertha sah monatelang jede Unterschrift ihres Mannes nach, um den fehlenden Accent zu ergänzen, bis auch auf diesem Gebiete ihre Unermüdblichkeit den Sieg davontrug.

Kaum bewohnte das Paar drei Monate sein neues Palais, als Frau Bertha eines Mädchens genas, das als „Purpurborene“ mit der höchsten Freude empfangen wurde. Wäre es ein Knabe gewesen, so hätte es sicherlich einen Thronfolgestreit gegeben, wie er dereinst die asiatisch-griechische Welt zwischen Artaxerxes und dem jüngern Kyros in Bewegung gesetzt hatte — ein Streit, bei welchem Martin sein Erstgeburtsrecht schwerlich hätte behaupten können. Diesem Konflikt war das neugeborene Kind durch die vorsichtige Wahl seines Geschlechts glücklich aus dem Wege gegangen. Einige Schwierigkeit machte die Namengebung. Der Vater wollte das Kind zum Andenken an seine verstorbene Mutter Esther nennen; die Gattin verabscheute natürlich diesen Namen

und gewann umso leichter das Übergewicht, als derselbe gleichzeitig an ihre unterlegene Rivalin erinnerte und die Mahnung an diese Zeit für beide Eheleute mit wenig Freude verknüpft war. Frau Bertha lief ihre neuen Verbindungen im Geiste durch und fand, daß die Töchter der ersten Firmen immer nur mit Else und Margarethe abwechselten — eine solche Verheerung hatten unter den deutschen Mädchennamen Wagners Lohengrin und Gounods Faust ange richtet. Sie entschloß sich für Margarethe, einmal weil Gretchen einen in keiner Weise an die Herkunft der Familie erinnernden Klang hatte, sodann weil die Umwandlung in Marguërite sie wiederum der französischen Kolonie näher brachte.

Seit jener Zeit waren erschütternde Ereignisse in dem Hause Genève nicht mehr vorgekommen. Nach der alten Erfahrung, daß nur der Erwerb der ersten Hunderttausend Schwierigkeit macht, hatte sich das Vermögen fortwährend vergrößert. Zu dem Hause war eine Villa in Potsdam getreten, welche aber in der Regel nur während der wenigen Frühjahrsmonate bewohnt wurde, da man im Sommer mindestens in zwei Bäder reiste. Die Kinder erhielten den üblichen Unterricht von Bonnen und Gouvernanten, von Klavier-, Gesang-, Sprach- und Zeichenlehrern, und wurden nicht selten zum Stolz ihrer Eltern in ihren Gesellschaften zur Parade vorgeführt. Für eine Bildung des Herzens geschah nichts, denn man hielt die Humanität für genügend, um die Religion zu ersetzen. Die Natur der Kinder war verschieden. Martin — französisch ausgesprochen — hatte mehr den scheuen und stillen Charakter des Vaters und zeigte entschiedene Neigung für den Handel. Schon als er kaum lesen konnte, zog ihn am meisten der Kurszettel mit seinem kleinen, niedlichen Druck an, und in der Schule wußte er von seinen Mitschülern die schönsten Sachen einzutauschen, wobei er nie den kürzeren zog. Ja als er eines Tages auf den Knien seines Vaters herum schaukelte und dieser ihn im Scherze fragte, ob er Meinung für Lombarden habe und ihm Martin zu dem Kauf riet, galt der Sohn als ein großes Finanzgenie, da sich diese Spekulation als sehr gewinnbringend erwiesen hatte. Frau Bertha war diese Art von Talent durchaus nicht angenehm; sie hatte den Sohn zum Diplomaten bestimmt und wurde nur ein wenig getröstet, als ihr Hausfreund Dr. Späth auseinandersetzte, daß Spekulation und Diplomatie in den engsten Beziehungen zu einander stünden, weil beide Metiers ihre Hauptkraft auf die richtige Beurteilung der politischen Ereignisse wenden mußten. Seit jener Erklärung entschuldigte Frau Genève das tiefe Schweigen ihres Gatten in Gesellschaften — er mußte auf ihren besondern Befehl still sein, um sich keine Blöße zu geben — mit den schweren politischen Kombinationen, die ihn fortwährend beschäftigten. Aber auch Herr Genève war fortan mit der diplomatischen Karriere seines Sohnes einverstanden, indem er sich schon ausmalte, wie sich dereinst die geheimen Nachrichten aus dem auswärtigen Amt würden finanziell verwerten lassen.

Margu rite dagegen — sie hatte keinen festen Namen und wurde, je nachdem das französische oder deutschnationale Element bei ihrer Mutter überwog, bald so, bald Gretchen genannt — hatte ganz das Temperament ihrer Mutter, einen offenen Kopf, der schnell das Gelesene begriff und die Kunst verstand, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Sie war schön — und schon als Kind sich dessen bewußt — sie war selbstk chtig und ohne Gemüt, obwohl sie den Schein von Liebe und Hingebung zu wahren wußte; kurzum, sie verstand es, kaum den Kinderjahren entwachsen, die Männer an sich heranzuziehen und an der Nase herumzuführen.  ber ihre zukünftige Bestimmung war sie von ihrer Mutter nicht im Unklaren gelassen, sie sollte nur einen Diplomaten oder Grafen heiraten.

Solche freilich waren in dem Hause der Tiergartenstraße vorläufig noch nicht zu finden. Die Gesellschaft, die in der Familie Genève verkehrte, war die landesübliche, d. h. zunächst die Börse mit ihrer Dependenz. Frau Bertha wollte aber auch literarisch glänzen und nahm, da ihr die ersten Gr o en des Berliner Parnasses versagt waren, mit der Boh me littéraire f rlich. Da war zunächst der Redakteur der „Nymphe,“ welcher von der Schule entlaufen, auf verschiedenen Winkelb hnen Deutschlands ausgepiffen, sich nachher als Spekulant an der Wiener Börse durch ins Ungemessene getriebene Operationen zur Zahlungseinstellung genötigt sah. Er hatte durch einen mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika einen Reinigungsprozeß durchgemacht und war bei seiner Rückkehr plötzlich als Literat aufgetaucht. Aber auch als solcher sank er von einer Zeitung immer tiefer in die andre, bis er selbst die „Nymphe“ begründete, welche den Schrecken für die Künstlerinnen der Vorstadtb hne bildete, deren kleine Geheimnisse schonungslos preisgegeben wurden. Er besaß Humor und eine köstliche Unverfrorenheit; er konnte die unglaublichsten Geschichten erzählen und mit gr o ter Naivetät die unzweifelhaftesten S jets, ohne selbst zu rer ten, vortragen — und wurde natürlich geistreich gefunden. Weitere Gäste des Hauses waren die beiden Vettern Rastor — ihren eigentlichen Namen hat man nie ermitteln können —, Redakteure des „Berliner Barbiers,“ welcher die Aufgabe hatte, im Gegensatz zur „Nymphe“ den wahren und erfundenen Skandal der sogenannten besseren Gesellschaft unerbittlich und bis in die kleinsten und zartesten Einzelheiten bloßzulegen. Auch die harmloseste Liebesaffäre, die zwischen Tempelhof und Weißensee spielte, entging ihrem Falkenauge nicht; jede kleine Liaison eines Offiziers mit einer Theaterprinzessin wurde mit allen möglichen Pikanterien und unter deutlichster Bezeichnung der Beteiligten berichtet. In Gesellschaft waren diese Dioskuren harmlos, da sie nicht Erziehung und Mut besaßen, sich frei ins Gesicht zu äußern; sie verbrauchten all ihren bedenklichen Witz für die Spalten ihrer Zeitung und nahmen nur mit schweigendem, verbindlichem Lächeln die Komplimente aus schönem Munde entgegen, die ihnen für irgend ein Geschichtchen ihrer Morgennummer gespendet wurden. Lebhafter

bewegte sich Herr Christian August Wilhelm Cohnstein, der im allgemeinen ein Stillleben in den Feuilletons der Berliner Zeitungen führte und die Kunst besaß, über irgend eine Kleinigkeit, z. B. eine neue Pferdebahnlinie, gleichzeitig vier bis fünf geistreiche Artikel zu schreiben, die er im „Barbier“ als Masque de fer, in der „Nymphe“ als Omega und in andern ähnlichen Journalen mit den verschiedensten dem Pariser Figaro entlehnten Kriegsnamen zeichnete. In Gesellschaften war er ein Liebling der Damen, für die er allerlei Bonmots und Taschenspielerkünste hatte, und im übrigen zeichnete er sich bei Tische durch einen pyramidalen Appetit und Durst aus. Violinspieler vierter und fünfter Güte, Klaviervirtuosen, die schon mehrfach Schiffbruch erlitten hatten, sie alle fanden bei Frau Bertha Genève gastfreie Aufnahme. Die Gesellschaft wechselte oft; nicht selten benutzte Herr Genève seine literarischen Beziehungen zu irgend einem Börsenkoup und glaubte sich für diese Unterstützung schon durch die Einladung zu einem Diner genügend abgefunden zu haben. Wenn dann der betreffende Schriftsteller, der so finanziell tiefe Anschauungen über die von Herrn Genève eingeführten Idahoe-Aktien entwickelt hatte, seinen der Firma geleisteten Dienst selbst in eine Anleihe bei dem Hause Genève und Comp. konvertiren wollte, so gab es Differenzen. In der Regel fand der Autor nur ein halbes Entgegenkommen, d. h. er mußte sich mit fünfzig Prozent der geforderten Summe begnügen und vergaß dann häufig das Wiederkommen oder wurde nicht mehr geladen. Jenes Darlehn aber verpflichtete ihn doch genügend, um sich seinerseits in seinem Blatte keine Indiskretion gegen Genève und Comp. gestatten zu dürfen. Habitué war nur Dr. Späth, obwohl dieser in Bezug auf Anlehen sich tief in der Kreideformation befand; denn er hatte es verstanden, sich bei Frau Genève unentbehrlich zu machen. Er war in Petersburg Hauslehrer bei einem russischen Fürsten gewesen und fortgejagt worden, weil er nicht nur mit der Kammerzofe, sondern auch mit der noch unerwachsenen Tochter des Hauses die ars amandi praktisch zu doziren begann. Eine Anzeige bei den Behörden würde ihm auf mehrere Jahre eine Anweisung für ein Zuchthaus oder für Sibirien verschafft haben, allein diese Anzeige unterblieb selbstverständlich mit Rücksicht auf das junge fürstliche Kind. Dr. Späth war nach Berlin zurückgekehrt, wo er als Märtyrer auftrat, den seine Propaganda für das liberale Deutschtum in Rußland unmöglich gemacht hätte. Die liberalen Häupter und Zeitungen hatten aber die Verbindung mit diesem politischen Märtyrer abgelehnt, wie es scheint, weil die über ihn aus St. Petersburg eingeholte Auskunft den Grund seines Weggehens von dort in einen gewissen, dunkel gebliebenen Zweifel stellte. Nachdem die politische Entree mißlungen war, führte sich Dr. Späth in die reichen Bankiersfamilien ein und verstand es, dort festen Fuß zu fassen. Er besaß die Kunst, den Menschen schnell ihre Schwächen abzusehen und sich diese nutzbar zu machen. Er bemerkte schnell, daß Frau Genève vielfach wegen ihrer mangelhaften Erziehung und Bildung in Verlegenheit geriet und doch da glänzen wollte, wo

sie sich besser im Dunkeln gehalten hätte. Dr. Späth verstand es, ihr in der unmerklichsten Weise die nötigen Anleitungen zu gewähren, er gab die Weisungen in Theatern, Konzerten und Ausstellungen, er besprach und kritisirte das Gesehene und Gehörte und, da er ein Mann nicht ohne Urtheil war, so brauchte man nur Frau Genève zu fragen, wenn man wissen wollte, wie geistreich Dr. Späth über eine Sache dachte. Frau Bertha ihrerseits lohnte diese Bemühungen, indem der neue Mentor stets bei ihr ein offenes Haus fand, mit ihr und der Familie alle Vergnügungen mitmachte, ohne dafür zu bezahlen, und öfters ein Darlehn von Herrn Genève erhielt. Späth aß fast nie im Wirtshaus, denn wenn er sonst nicht eingeladen war, ging er zu Genève und, da er nach mancher Richtung eine ökonomische Natur war, so gab er auch Trinkgelder nur einmal im Jahre, nämlich zu Weihnachten, indem er behauptete, daß er dadurch das Wohlverhalten der Dienstboten fördere und sich ein für allemal abfinde. Jedoch scheinen diese Abfindungen nicht allzubedeutend gewesen zu sein, da die Stubenmädchen wenig Sympathie für ihn hatten und ihm schon manches, das er freundschaftlich in die Wangen kneifen wollte, ziemlich laut den Standpunkt entwickelte, daß Sparsamkeit in Trinkgeldern und Kneifen in die Wangen doch eine zu große Unverschämtheit wäre. Dies alles erschütterte aber seine Stellung bei Genève nicht; nur einmal hatte er sich stark verrechnet, indem er, als Margarethe eben sechzehn Jahre alt geworden war, ihr einen Heiratsantrag machte. Er dachte die junge Dame zu überrumpeln, diese aber verlachte ihn und erzählte unter großer Heiterkeit die Werbung ihrer Mutter. Frau Genève faßte die Sache jedoch nicht von der lustigen Seite auf; sie hatte eine ernste Unterredung mit ihm, erklärte rundweg, daß ihre Tochter für die diplomatische oder adliche Karriere bestimmt sei, und daß Dr. Späth sich niemals Hoffnung machen sollte, in diese Grundsätze Breche zu legen. Würde er sich dergleichen unerreichbare Ziele aus dem Kopfe schlagen, so soll er auch ferner in ihrem Kreise willkommen sein und alle Vorrechte eines bewährten Hausfreundes genießen. Entgegengesetzten Falles müsse er suchen, wo Baurat Hitzig — Frau Genève übersah keine Gelegenheit, den berühmten Erbauer ihres Hauses zu nennen — den Ausgang aus demselben konstruirt habe. Diese entschiedene Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht; Dr. Späth lenkte mit Jammer und Seufzen ein und begnügte sich als Abfindung seiner heiligsten Gefühle mit der Aufnahme eines größern Darlehns bei Papa Genève. Letzterer mußte sich hierzu umso mehr verstehen, als dadurch seiner Frau ein nützlicher Freund erhalten blieb. Dr. Späth aber ließ die Erfahrung nicht ungenutzt; er hatte die Grenzen seines Einflusses erkannt und hütete sich für die Zukunft, dieselben zu überschreiten, sondern blieb nach wie vor Freund des Hauses, nahm ab und zu ein Darlehn auf, machte dagegen zur großen Genugthuung von Frau Bertha auf andre „unerreichbare Ziele“ keinen Anspruch mehr.

Dies war die Physiognomie, das Entstehen und Wachsen des Hauses

Genève, mit dessen wichtigsten Mitgliedern der geneigte Leser die Bekanntschaft machte. Es würde freilich noch erübrigen, auch von dem weiblichen Verkehr des Hauses zu sprechen; allein dieser ist ohne Einfluß auf dasselbe gewesen. Zu einer weiblichen Freundschaft konnte Frau Bertha Genève nicht gelangen; die Geschäftsverbindung, welche die Männer zusammengebracht hatte, führte wohl auch zuweilen eine Annäherung der weiblichen Familiengenossen herbei, aber doch nur rein äußerlich. Frau Genève hatte lieber Männer um sich, die ihr Schmeicheleien sagten, als Frauen, denen sie etwa den Vorrang in den Gesellschaften abringen mußte. Auch ihre Tochter Margarethe war zu sehr in Selbstsucht und Dünkel erzogen worden, um des echten Gefühles der Freundschaft fähig zu sein. Ihr Verhältnis zu Else Müller war ebenfalls Schein, diese, die Tochter eines bekannten Schriftstellers — zur Unterscheidung von den vielen gleichen Namens nannte er sich Müller von Züterbogk — war schon mit fünfzehn Jahren in alle gesellschaftlichen Genüsse eingeweiht worden. Ihr Vater, dem Literatur die melkende Kuh war, machte ein großes Haus, indem er seine reichen Einnahmen gänzlich verbrauchte und sich um die Zukunft keine Sorge machte. Mit achtzehn Jahren hatte Else bereits ihre dreihundertste Abendgesellschaft mitgemacht, mit neunzehn Jahren begann sie zu verblühen. Ihre im Absteigen begriffene Schönheit gab einen passenden Hintergrund zu der in voller Blüte stehenden Margarethe, und namentlich aus diesem Grunde hatte letztere für sie eine besondre Zuneigung. Beide Mädchen waren unzertrennlich und strömten äußerlich in Freundschaftsbezeugungen über, wofür sie sich innerlich umsomehr haßten.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Das Reichsgesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883, mit Einleitung und Erläuterungen. Von E. von Woedtke, Regierungsrat. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin), 1883. 233 S.

Post tot discrimina rerum ist der erste Teil des großen sozial-politischen Gebäudes aufgerichtet und unter Dach gebracht. Die Kämpfe um das Gesetz spiegeln sich noch in dessen Inhalt wieder, der nach vielen Richtungen, um richtig verstanden zu werden, der Erläuterung bedarf. Für eine solche giebt weder die Wissenschaft genügende Hilfsmittel, noch die ausländische Gesetzgebung ein Beispiel, denn das deutsche Volk, unter Führung seines großen Kanzlers, hat es übernommen, zum erstenmale und selbständig an die Lösung der schwierigsten Fragen heranzutreten. Das Auslegungsmaterial läßt sich nur aus den verschiedenen Stadien schöpfen, welche das Gesetz zu durchlaufen hatte. Bei den Beratungen, bevor der Entwurf an den